

**Bericht von Christiane Gerstetter, pax christi-Freiwillige im
Ökumenischen Begleitprogramm für Palästina und Israel (ÖFPI)**

Auf der anderen Seite der Schlagzeilen

In der englischsprachigen Ausgabe der israelischen Tageszeitung Ha'aretz, die von allen Tageszeitungen in Israel dem Friedenslager am nächsten steht, findet sich am 4. März 2006 der folgende Artikel:

Eldad Abir, ein 48jähriger Mann aus der Siedlung Migdalim in der Nähe von Nablus, wurde am Mittwoch an der von ihm betriebenen Tankstelle in der Nähe seines Hauses erschossen. Es ist unklar, ob die Erschießung ein Terroranschlag war. Ein palästinensischer Angestellter der Tankstelle, der Zeuge des Mordes wurde, sagte, er habe gesehen, wie zwei bewaffnete Palästinenser Abir aus nächster Distanz in den Kopf schossen, während er Benzin einfüllte. Ein Krankenwagen des Roten Davidsterns, welcher zum Ort des Geschehens gerufen wurde, versuchte vergeblich, Abir wieder zu beleben und der Mann verstarb kurz drauf. Die beiden Schützen entkamen.

Die Al-Aqsa Martyrer Brigaden, die Verbindungen zur Fatah-Bewegung haben, übernahmen die Verantwortung für die Erschießung. Militär- und Polizeibeamte vermuteten allerdings kriminelle Motive und sagten weiterhin, dass, es für Schützen weniger riskant gewesen wäre, auf vorbeifahrende israelische Autos zu schießen, wenn sie einen Terroranschlag durchführen wollten, da die Tankstelle einen halben Kilometer von der Hauptstraße entfernt sei.

Abir hinterlässt seine Frau Debbie und zwei Töchter im Alter von 17 und 13 Jahren.

Die bedauernswerte Ermordung des Siedlers und Familienvaters ist jedoch nicht das einzige Ereignis dieses Tages. Am selben Tag verlassen wir den Ort, wo wir die letzten drei Monate gelebt haben, Yanoun. Auf dem Weg nach Jerusalem ist unser Taxi plötzlich gezwungen, anzuhalten – von einer langen Schlange von Autos, Lastwagen und Traktoren, die alle auf einer kleinen staubigen Straße in der Sonne warten. Die Ursache: einige Militärjeeps mit Soldaten, die quer über der Straße parken und niemanden durchlassen, ein „flying checkpoint.“ Wir steigen aus dem Taxi, in der Hoffnung, dass unsere Anwesenheit, wie in manch anderen Fällen, die Soldaten dazu bringt, die Wartenden durch zu lassen.

Wir gehen auf die Soldaten zu, freundlich, und fragen, was geschehen ist. Sie sagen uns, es habe einen Anschlag gegeben, ein Israeli sei umgebracht worden, irgendwo hier in der Nähe, aber sie nennen keine Einzelheiten. Sie würden uns durchlassen, sagen sie, aber unseren palästinensischen Fahrer auf keinen Fall. Unser Fahrer, der Hebräisch spricht, beginnt mit ihnen zu verhandeln. Zu ihm sind die Soldaten viel weniger freundlich. Als er nicht aufhört, werden sie immer aggressiver. „Willst Du eine Kugel in den Kopf?“ Mehr Leute nähern sich den Soldaten und diese werden nervös. Sie rufen den Leuten auf Hebräisch zu: „Fahrt zurück, geht weg, Ihr könnt nicht durch!“ Als die Leute nicht gehorchen, beginnt einer der Soldaten einen Countdown von 10 abwärts, und droht damit, zu schießen, wenn die Wartenden nicht weiter zurück gehen. Als der Soldat bei Null angekommen ist, haben wir uns alle ein Stück weit entfernt.

Einer der wartenden Männer kommt auf mich zu und bittet mich, den Soldaten zu sagen, dass eine Lehrerin von der anderen Seite zu Fuß kommen möchte. Ich nähere mich den Soldaten noch einmal, langsam, mit offener Weste, um so wenig bedrohlich wie möglich zu wirken. Ich gebe die Bitte des Mannes weiter. Antwort: „Nicht einmal eine Maus darf heute hier durch.“ „Aber die Frau ist bestimmt nicht gefährlich.“ Statt einer Antwort streckt er mir seine Hände entgegen, die blutig sind. „Schau, das ist Blut, sie haben jemanden umgebracht. Wir können niemanden durchlassen.“

Ich versuche noch einmal, genauere Informationen zu bekommen, was passiert ist, aber bekomme keine Antwort. Schließlich frage ich den Soldaten, ob ich den wartenden Leuten irgendwelche Informationen weitergeben soll. Er scheint erfreut, über meine Bereitschaft, als eine Art Vermittlerin zu agieren. „Sag’ ihnen wir wissen nicht, wie lang das hier dauern wird. Vielleicht den ganzen Tag.“

Ich kehre mit dieser Botschaft zu den wartenden Leuten zurück. Die meisten Autos drehen um und fahren zurück. Gerüchte haben sich verbreitet, dass andere Straßen in der Nähe wieder offen sind. Wir rufen unser Büro in Jerusalem an. Für uns wird ein Taxi bestellt, das uns von der anderen Seite abholen wird. Bis es kommt, sitzen wir in der Sonne und warten. Eine neue Gruppe kommt an, junge Leute, offensichtlich Arbeiter. Sie sind auf dem Weg nach Hause nach Qusra, einem Dorf auf der anderen Seite der Straße. Ich erkläre ihnen die Situation, auch, dass wir mit unseren internationalen Pässen bald gehen können werden. Sie machen Witze darüber. „Könnt Ihr nicht nach Qusra fahren und uns mitnehmen?“

Als das Taxi von der anderen Seite kommt, nehmen wir unser Gepäck und gehen zu den Soldaten, die uns sagen, dass sie unser Gepäck kontrollieren müssen. Die Kontrolle ist sehr höflich, und am Ende bieten sie sogar an, uns dabei zu helfen, unser Gepäck zum Taxi zu tragen. Dank meines internationalen Passes weiß ich nicht, was den wartenden Männern in der Sonne an diesem Tag noch passiert ist. In den Zeitungen stand nichts darüber.

Jerusalem, 8. März 2006